

Erlebnisse in Sumatra vor und während der japanischen Besetzung

Autor(en): Ernst Dietiker

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1957

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/e604267e-5bf8-499f-8090-ff9db090e651>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Erlebnisse in Sumatra vor und während der japanischen Besetzung

Von Ernst Dietiker

«Das wäre doch etwas für dich», hörte ich meinen Schwager beim Abendessen ganz betont sagen, als ich im Spätherbst 1919 einige Tage zu Besuch bei ihm in Davos weilte.

Er hatte einen Plantagenmanager aus Sumatra kennengelernt, der ihm offenbar sehr interessant von den dortigen Verhältnissen zu erzählen wußte, was in seiner begeisterten Wiedergabe dieser Schilderungen zum Ausdruck kam. Was mich damals mit meinen 23 Jahren ebenfalls sofort begeisterte, entsprang wohl hauptsächlich dem natürlichen Drang des jungen Mannes in die Ferne. Ich dachte dabei weniger an geheimnisvolle Abenteuer, wenigstens nicht bewußt; vielmehr sah ich die unmittelbare Möglichkeit, dem ewigen Alltag auf einem Büro zu entinnen. Die Schilderungen über das Leben und die Tätigkeit des Pflanzers auf einer Plantage waren sehr verlockend, sie sprachen von Romantik, aber mehr noch von vielseitiger Pionierarbeit und gesunden, großen Zukunftsmöglichkeiten. Ich war begeistert, und selbst die irrige Annahme, daß meine täglichen Mahlzeiten inskünftig nur noch aus pappigem Reis bestehen sollten, der damals üblichen Zubereitungsart, die ich sehr verabscheute, konnte meinen Entschluß, als Pflanze nach Sumatra zu gehen, nicht mehr erschüttern.

Durch den Plantagenmanager kam ich in Verbindung mit dem ebenfalls im Urlaub weilenden Schweizer Konsul in Medan (Hauptstadt der Provinz Ostküste von Sumatra), der überdies Hauptmanager einer schweizerischen Plantagengesellschaft war. Er unterstützte meinen Plan und erklärte sich sogar bereit, nach meiner Ankunft für eine Anstellung besorgt zu sein.

So kam es, daß ich anfangs Februar 1920, zwar auf eigene Rechnung, aber doch frohen Mutes von Amsterdam mit dem S. S. Prins der Niederlande meine erste Reise nach Sumatra antrat, die damals noch einen vollen Monat dauerte. Diese erste Seereise mit ihren mannigfaltigen neuen Eindrücken ist mir, im Gegensatz zu späteren Sumatrareisen, bis in Einzelheiten unvergeßlich geblieben: das gesellschaftliche Leben an Bord, das geheimnisvolle, veränderliche Spiel der Wellen, der exotische Eindruck von Port Said und Colombo und der idyllische natürliche Hafen von Sabang in der märchenhaften Bucht an der äußersten Spitze von Nordsumatra.

Nach meiner Ankunft quartierte ich mich im Medanhotel ein, das damals nur für Europäer zugänglich war. Medan schien ein Treffpunkt aller Rassen des fernen Ostens; besonders zahlreich waren die Chinesen vertreten, die auch heute noch den Handel beherrschen. Schon nach einer Woche eröffnete mir der Schweizer Konsul, der mit demselben Schiff zurückgekehrt war, ich solle mich dem Hauptmanager der Medan-Tabak-Gesellschaft vorstellen, und es schien mir, als ob meine Anstellung schon definitiv sei. Als aber der Hauptmanager sehr viel Wert auf den Besitz eines Abschlußdiploms legte, das ich als Absolvent der 6 Jahre Sekundarschule in Basel nicht besaß, fühlte ich meine Chance, bei dieser prominenten Gesellschaft unterzukommen, schwinden. Um die Wichtigkeit eines Diploms abzuschwächen und in der Voraussetzung seiner Unkenntnis des schweizerischen Schulwesens, erwiderte ich vermessen, daß, offenbar im Gegensatz zu Holland, in der Schweiz ein Diplom nur für Matura oder einen höheren technischen Bildungsgrad erworben werden könne und behauptete dann schlankweg, daß ich jedoch in Basel in die Schule gegangen sei und Basel habe bekanntermaßen die besten Schulen der ganzen Schweiz, deren Ziel es sei, die Schüler zu selbständig denkenden Menschen zu erziehen. Seine Gedanken auf diesen vermessenen Ausspruch blieben mir verborgen, denn seine Antwort bestätigte nur meine Anstellung.

Ich wurde auf der einzigen Gummiplantage dieser Gesellschaft, welche außerdem noch 6 Tabakplantagen besaß, pla-

ciert und daselbst bei einem Schweizer einquartiert. Wie dies allgemein üblich war, erhielt ich nach kurzen Monaten ein eigenes Haus und einen Vorschuß von der Gesellschaft für die Einrichtung.

Sumatra war die zweitgrößte Insel des damaligen holländischen Kolonialreiches «Niederländisch-Indien» und nach Java auch die wichtigste. Seit Ende 1949 gehört es zur Republik Indonesien. Der Äquator schneidet die Insel ungefähr in der Mitte. An Oberfläche ist Sumatra beinahe so groß wie Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg, aber an Einwohnern zählt es heute kaum mehr als 10 Millionen.

Während Jahrhunderten waren im ganzen indischen Archipel nur die Inseln in den Molukken und auch Java, dessen Bevölkerung damals schon auf einer hohen Kulturstufe stand, von wirklich großer Bedeutung wegen ihrer vielbegehrten Spezereien und Gewürze. Portugiesen und Spanier und später Engländer und Holländer kämpften um den Besitz dieser Inseln. Das wenigbevölkerte, von gewaltigem Urbusch überwucherte Sumatra blieb mehr oder weniger unberührt. Seinen Aufschwung erlebte Sumatra erst in jüngerer Zeit, als nämlich der Holländer Jacobus Nienhuijs im Jahre 1863 entdeckte, daß sich der Boden in der Provinz Ostküste von Sumatra, und zwar namentlich im Bezirk Deli, ganz besonders für den Anbau von Tabak eignete. Zu seinen ersten Mitarbeitern zählten auch schon einige Schweizer. Notz muß der erste Schweizer in Deli gewesen sein. Von ihm ist leider nur bekannt, daß er in den achtziger Jahren in Basel starb. Das neue, hervorragende Produkt fand reißenden Absatz gegen höchste Preise. Nach Nienhuijs gelang es auch den Schweizern, vom Fürsten von Deli oder demjenigen von Langkat oder Serdang Landkonzessionen zu erhalten. In den folgenden zwei Dezennien wurden durch Holländer und Schweizer einige Dutzend Tabakplantagen gegründet. Die Einwohner der Küstengebiete, die Malaien, erwiesen sich wenig geeignet als Plantagenarbeiter und bald ging man dazu über, Chinesen von Penang und Singapur und auch Javaner von Java zu engagieren. In dieser ersten Periode wurden durch die Pflanzer enorme Vermögen erworben, was auch in der Schweiz bekannt wurde und neue

Pioniere und Kapital anlockte. Der Drang nach Reichtum hatte aber zur Folge, daß bald allzuviel von diesem einzigartigen Kraut gepflanzt wurde. Ueberproduktion verursachte anfangs der neunziger Jahre die erste große Tabakdeckblattkrise und viele Plantagen, hauptsächlich im Bezirk Serdang, gingen wieder ein.

Wie überall in der Welt hatten auch die Sumatraschweizer das Bedürfnis, sich zusammenzuschließen. Am 16. Oktober 1886 wurde der Schweizerverein Helvetia, dessen Bezeichnung später in Schweizerverein «Deli» umgeändert wurde, gegründet. Oberster Grundsatz war die Unterstützung von in Not geratenen Landsleuten, und daneben sollten Geselligkeit und Kameradschaft gepflegt werden. An der Gründung nahmen 30 Schweizer teil. Wenn man bedenkt, daß diese Pflanzer sehr weit auseinanderwohnten und die Verbindungen damals äußerst schlecht waren, muß diese Teilnehmerzahl als sehr bedeutend bewertet werden. Alljährlich wurde am 1. August die Generalversammlung festlich begangen und natürlich wurde bei diesem Anlaß, in treu eidgenössischem Sinne jeweils auch ein Preisschießen, d. h. ein sogenanntes «Grümpelschießen» abgehalten. Bis zu seinem 50jährigen Jubiläum im Jahre 1935 leistete der Schweizerverein Deli an unterstützungsbedürftige Landsleute rund Fr. 100 000.—, während außerdem für wohltätige Zwecke auf der Ostküste und in Holland Fr. 20 000.— und in der Schweiz Fr. 50 000.— ausbezahlt wurden. In Krisenzeiten stellten die besser situierten Landsleute dem Verein namhafte Beträge zur Verfügung.

Die unermüdlichen Pflanzer versuchten ihre Verluste im Tabak wieder wettzumachen, indem sie die eingegangenen Tabakplantagen mit Kaffee bepflanzten, woran sich im Bezirk Serdang, dessen Boden für Tabak weniger gut geeignet war, hauptsächlich Schweizer beteiligten. Mit der Umstellung von Tabak zu Kaffee kamen die Pflanzer vom Regen in die Traufe. Nach einem anfänglich schönen Erfolg trat nach der Jahrhundertwende eine gewaltige Raupenplage auf, die in kurzer Zeit Tausende von Hektaren Kaffee vollkommen vernichtete. Zu dieser Zeit, also ungefähr um 1905, fand die Kautschukkultur (*Hevea brasiliensis*) ein rasch wachsendes Inter-

esse und man begann als Überbrückung Gummibäume zwischen den Kaffee zu pflanzen. Die schweizerischen Geldgeber in der Heimat hatten aber das Vertrauen verloren, und als große englische, holländische und belgische Gesellschaften sich für den Ankauf von Plantagen für diesen Zweck interessierten, griffen die Pflanzler zu und verkauften ihre Unternehmungen. Von den etwa 60 Plantagen, die durch Schweizerpioniere in unermüdlicher Arbeit und großem Einsatz aufgebaut worden waren, blieb nur eine Schweizergesellschaft übrig, die auch heute noch besteht. Hätten die Finanzleute in der Schweiz nur noch einige Jahre ausgeharrt, wären der Heimat in der folgenden Zeit viele Millionen Franken zugeflossen. Nach diesem Besitzwechsel haben sich einige Schweizer noch als Leiter von großen und größten Gesellschaften erfolgreich betätigt. Der nun folgende gewaltige Ausbau der Gummikultur vollzog sich parallel zur Entwicklung von Auto und Straße. Eine Welt ohne Gummi wäre heute ganz undenkbar. Aber auch hier führte der allzu große Erfolg zu Überproduktion und Krise, die in den Jahren 1922/23 den Tiefpunkt erreichten. Die wirtschaftliche Entwicklung der Ostküste von Sumatra spiegelte sich deutlich in der wechselnden Mitgliederszahl des Schweizervereins. Um das Risiko zu verteilen, entstanden neben Tabak und Gummi — der Kaffee war längst verschwunden — neue Kulturen. Große Plantagen mit Kokospalmen, Ölpalmen, Tee, Sisal und Agaven (Hanf, Jute) wurden angelegt. Die einzige Gambirplantage (Gerbstoff) wurde durch Schweizer gegründet; diese entwickelten eine ganz neue Verarbeitungsmethode, die große Fabrikanlagen erforderte. Aber auch diese Plantage wurde später an eine englische Gesellschaft verkauft. Der Export steigerte sich nun gewaltig und betrug täglich viele Millionen Gulden. Das kleine Dorf Medan überflügelte die Städte Padang und Palembang bald und wurde zur größten Stadt von Sumatra.

Nach der Gründung der «Königlich-Niederländischen Petroleumgesellschaft» im Jahre 1890 wurde durch diese Gesellschaft eine neue Kategorie Schweizer zur Erforschung von Niederländisch-Indien zugezogen, nämlich die Geologen. Damals und noch viele Jahre später gab es an den holländi-

schen Universitäten keine Lehrstühle für Geologie. Unter diesen Geologen war Basel verhältnismäßig stark vertreten. Sie durchforschten den Urbusch im ganzen Archipel und trugen mit ihrem Wissen und ihrer Arbeit viel zu dem weltumspannenden Aufschwung dieser Gesellschaft bei. Unter diesen fanden sich auch einige Kunstfreunde, wie Prof. Karl Schmidt, Dr. August Tobler und andere, die auf ihren Streifzügen durch das große Inselreich eine Menge seltener Kunstschatze sammelten, welche sie später dem Naturhistorischen Museum in Basel schenkten. Darunter befindet sich, neben interessanten Waffensammlungen, kunstgewerblichen Gegenständen aller Art (Batiktücher), Schmuck und Gebrauchsartikel, auch eine große Prau (Holzschiff malaiischer Bauart) von wohl über 10 Meter Länge, das durch Dr. Tobler gestiftet wurde. Wahrscheinlich wurde dieses Schiff in einem speziell dafür erstellten Anbau eingebaut.

Meine Ankunft in Sumatra fiel in das Anfangsstadium der neuzeitlichen Entwicklung des Landes. Die Gefahren, welchen die Pflanze in der Zeit des Altertums und des Mittelalters der Geschichte von Deli durch Menschen und Krankheiten und zu einem kleineren Teil auch durch die wilden Tiere des Urwaldes ausgesetzt waren, bestanden kaum mehr, oder höchstens noch auf den weit abgelegenen Plantagen. Die holländischen Regierungsorgane sorgten für Sicherheit und Ordnung, es gab Spitäler und Ärzte und verhältnismäßig gute Straßen.

Rückblickend kann ich sagen, daß mir das Pflanzeleben von Anfang an ausnehmend gut gefiel. Eine solche Vielseitigkeit ist kaum in einem andern Beruf zu finden. Beständig wurde man vor neue Aufgaben gestellt, die Urteilskraft und schöpferische Eigenschaften verlangten, um die Entschlüsse in die Praxis umzusetzen. Was vom Bestreben der Basler Schulen gesagt wurde, das Selbständig-denken-Können, war für den Deli-Pflanze eine eigentliche Notwendigkeit, wenn er sich behaupten wollte. Meine interessanteste Arbeit als Assistent war die Trockenlegung von etwa 50 km² Sumpfgebiet. Ein 11 km langer Deich von etwa 3,50 m Höhe mußte angelegt werden, der stellenweise durch Niederungen führte,

die 70 cm tief unter Wasser standen. Der Hauptkanal für die Entwässerung bot noch mehr Schwierigkeiten, da das Terrain bei der Mündung täglich durch die Meeresflut überspült wurde. Dazu kamen natürlich noch die sekundären und tertiären Dränagen. Die ganze Arbeit mußte ohne maschinelle Hilfe ausgeführt werden. Anstrengende Arbeit, für die ich mich aber sehr begeisterte. Auch die normalen Plantagenarbeiten boten viel Abwechslung, so z. B. das Urbuschroden, das Dränieren und Kultivieren des Bodens, die generative und vegetative Veredelung des Gummibaumes, das Pflanzen und Ernten. Die Fabrikation des Gummis stellte auch technische Anforderungen an den Pflanze. Es war eigentlich selbstverständlich, daß er mit kleinen und größten Diesel- und Gasmotoren (Winterthur), mit den Walzwerken, Pumpen usw. umzugehen wußte. Er baute seine eigenen Straßen, Brücken und Häuser. Der Umgang mit Hunderten rassisch verschiedenen Arbeitern erforderte Takt und Einfühlungsvermögen. Mit den Javanern, die hauptsächlich auf den Plantagen mit überjährigen Kulturen verwendet wurden — für die verfeinerte Tabakkultur kamen früher nur Chinesen in Betracht — konnte man gut auskommen. Sie sind fügsam und friedliebend. Umgekehrt mögen manche Einheimischen den Europäer, vor allem auch wegen seiner Arbeitswut, für etwas verrückt gehalten haben, aber sie nahmen ihn hin als etwas Unabänderliches, und ihr angeborener Fatalismus wird ihnen dies erleichtert haben. Im übrigen waren sie sehr feinfühlig im Unterscheiden des Charakters und des Gehabens des Europäers. Kulturell mögen sie uns sogar manches voraus haben. Von einem Haß gegenüber dem Europäer habe ich übrigens nie etwas bemerkt. Vereinzelt vorkommende Exzesse, meist Affekthandlungen, von Arbeitern gegenüber dem europäischen Pflanze, hatten immer eine persönliche, niemals eine politische Ursache. Es gab schon damals einige von der Regierung anerkannte politische Vereinigungen, aber die Plantagenarbeiter interessierten sich meines Wissens wenig oder gar nicht dafür.

In Sumatra, dem Land der vielen Nationen und Rassen, war der Verkehr unter den Europäern allgemein sehr freundschaftlich. Ob Holländer, Engländer, Deutscher, Schweizer

oder sonst wer, war ziemlich nebensächlich, sie alle fühlten sich als «Delian» miteinander verbunden. Der Deli-Pflanzer mit seinem ausgeprägten Gefühl für selbständiges Schaffen, das manchmal allerdings zu einem überheblichen Selbstbewußtsein führte, entwickelte sich zufolge der besonderen Verhältnisse und Lebensumstände zu einem eigenen Menschenschlag und die Bezeichnung Delian wurde zum Begriff für diesen Typus. Sie waren gewöhnt, als Herren aufzutreten, aber dabei war ihr Benehmen jovial und großzügig. Die Gastfreundschaft stand bei den Delians in hohem Ansehen. Geld trug man nie auf sich. Einkäufe oder Konsumationen im Hotel bezahlte man mit einem mit Bleistift unterschriebenen Bon. Die monatlichen Rechnungen landeten ungesehen im Papierkorb, und erst wenn einmal jährlich die Tantiemen ausbezahlt wurden, dachte man daran, den niemals kontrollierten Saldo zu begleichen. Dieses gefährliche Kreditsystem wurde allerdings manchem zum Verhängnis und es war überdies schuld daran, daß der Lebensstandard 50% über demjenigen von Java lag. Die jüngere Generation hat teilweise mit diesem System gebrochen.

Als ich anfangs 1920 ins Land kam, gab es nur sehr wenig verheiratete Europäer; denn vordem war dies nur dem Manager gestattet, dessen hohe Tantiemen ihm erlaubten, eine europäische Frau standesgemäß — dies hauptsächlich zur Beurteilung der Einheimischen — zu erhalten. Als aber nach dem ersten Weltkrieg die älteren Pflanzer ihren längst fälligen Urlaub antreten konnten, kehrten die meisten verheiratet nach Niederländisch-Indien zurück. Mit dem Einzug der europäischen Frau wurde eine neue Epoche eingeleitet. Das etwas rauhe Junggesellentum wurde immer mehr zurückgedrängt. Der Einfluß der Frau bewirkte bald eine verfeinerte Gesellschaftsordnung. Die Pflanzerwohnungen wurden heimeliger und der Verkehr untereinander noch geselliger. Diese freundschaftliche Gemeinschaft verschiedener Rassen wurde 1933 durch den Nationalismus Hitlers jäh gestört. Es entstanden erstmals in Deli politische Parteien, die sich fanatisch bekämpften.

Trotz dem damals herrschenden Nationalismus wurde ich anfangs 1939 Hauptmanager der Rotterdam-Tapanuli-Kultur-

Gesellschaft. Zur Stabilisierung der Gummipreise und der Produktion wurde 1934 eine internationale Gummirestriktion eingeführt, die u. a. bestimmte, daß auf Grund einiger Basisjahre, für jede Plantage die jährliche Standardproduktion festgelegt wurde. Als Manager meiner früheren Gesellschaft war es mir in einem umfangreichen Rapport an die Regierung gelungen, die zugewiesene Standardproduktion meiner Plantage zu bestreiten und eine Erhöhung von 110% zu erwirken, was meiner Gesellschaft eine jährliche Mehreinnahme von ca. 150 000 hfl. brachte. Offenbar in Anerkennung dieser Arbeit störte sich meine frühere wie auch meine neue holländische Direktion nicht an den nationalen Tendenzen. Meinerseits war ich natürlich dankbar für diese Einstellung. Sehr erfreulich war es für mich, daß ich mich bei meiner neuen Gesellschaft mit einer gleichen Arbeit in ähnlichem Umfange einführen konnte.

Als die Verbindung mit meiner Direktion durch den Einfall der Deutschen in Holland am 10. Mai 1940 unterbrochen wurde, wurde ich auf Grund meiner weitgehenden Vollmachten vom Generalgouverneur von Niederländisch-Indien zum Direktor ernannt. Es war dies mehr eine Formsache, die auf Grund der Bestimmungen über den Rechtsverkehr in Kriegzeiten erfolgte. Der Sitz der Gesellschaft wurde nach Medan verlegt und die Statuten entsprechend abgeändert. Es stellte sich nun wieder eine ganz neue Aufgabe. Ich mußte den Verkauf unserer jährlichen Gummiproduktion von ca. 2¼ Millionen Kilogramm selbst besorgen. Anstatt den Gummi wie alle andern einfach an die Exporteure in Medan zu verkaufen, benützte ich dazu eine neue Verbindung mit einer gutrenommierten Maklerfirma in New York. Dies erforderte wohl eine größere Einarbeitung und Hingabe, war aber um vieles interessanter und vorteilhafter. Anderthalb Jahre später fand diese rege Tätigkeit durch die Ausdehnung des Krieges im Fernen Osten ein jähes und alles vernichtendes Ende.

Bekanntlich hatte der brutale und überrumpelnde Überfall der Japaner auf Pearl Harbour vom 7. Dezember 1941 den Eintritt Amerikas in den Krieg zur Folge. Gleichzeitig mit Amerika und England erklärte auch Niederländisch-Indien,

das durch das Mutterland mit den Alliierten verbündet war, Japan den Krieg.

In Niederländisch-Indien wurde seit jeher die These verkündet, die reichen holländischen Kolonien seien Japans glühendste Aspiration. Man machte sich aber keine direkten Sorgen und jeder wird wohl gedacht haben: «Après moi le déluge». Die Holländer waren auch davon überzeugt, daß die vielen japanischen Photographen, die in jedem größeren Dorf zu finden waren, als Spione im Dienste ihres Vaterlandes standen und von den weniger zahlreichen japanischen Coiffeuren wurde dasselbe vermutet. Außer diesen beiden Berufen gab es übrigens, mit Ausnahme von japanischen Spielwaren und Kunstartikeln, nur sehr wenige japanische Handelsfirmen oder Kulturgesellschaften. Die holländische Kolonialregierung verkündete je und je die sogenannte «Politik der offenen Tür», aber gegenüber Japan war man offensichtlich zurückhaltend.

Niederländisch-Indien besaß meines Wissens nur eine kleine Armee von vielleicht einigen zehntausend Mann, welche hauptsächlich aus Ambonesen rekrutiert wurde, die sich für diesen Beruf ausgezeichnet eigneten und schon zur Zeit der «ostindischen Kompanie» mit den Holländern zusammen arbeiteten und deshalb zivilrechtlich schon lange gleichberechtigt waren. Diese Armee war für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe im Lande selbst sicherlich ausreichend; aber für die Verteidigung der unzähligen Inseln fiel sie nicht in Betracht. Trotzdem war man zuversichtlich, denn man baute auf die Verbündeten, vor allem auf die englische Weltmacht und die Festung Singapur. Allgemein erzählte man sich, daß diese befestigte Seeseite von Singapur nicht zu nehmen sei. Die Japaner dachten aber gar nicht daran, diese befestigte Seeseite anzugreifen. Sie landeten im Hinterland, und bereits am 16. Februar 1942 marschierten sie in die landeinwärts schwach verteidigte Stadt hinein. Mit dem Fall von Singapur war natürlich auch das Los von Niederländisch-Indien besiegelt.

Wie bereits erwähnt, war ich seit anfangs 1939 Leiter der Rotterdam-Tapanuli-Kultur-Gesellschaft, welche in der Provinz Tapanuli, und zwar längs der großen Straße vom Küsten-

städtchen Sibolga nach Padang sechs kleinere Plantagen besaß, die hauptsächlich rund um Batang Taro und Padang Sidempuan lagen, bzw. 60 und 90 km südlich von Sibolga. In demselben Gebiet lagen noch neun weitere Gummipiantagen. Ich wohnte mit meiner Frau, unseren beiden Kindern und einer Lehrerin aus Zürich auf der Hauptestate Hapesong, 4 km südlich von Batang Taro. Das Glück wollte es, daß auf der angrenzenden Plantage Malumbu, das einer andern Gesellschaft gehörte, noch ein Schweizer als Manager amtierte, nämlich Herr Zwicky, der ebenfalls verheiratet war. Seine beiden Töchter waren gleich alt wie unser Sohn und unsere Tochter, nämlich 11 und 14 Jahre. Im Gedanken an die dunkle Zukunft fühlten wir uns in der Zusammengehörigkeit weniger verlassen.

Inzwischen kam der Kriegslärm immer näher. Die japanischen Truppen überrannten alles im Eiltempo. Die anfänglich zuversichtliche Stimmung sank rapid. Radio und Zeitungsberichte über die Kriegsaussichten wurden skeptisch aufgenommen. Als ein Gerücht aus höchsten Regierungskreisen zirkulierte, wonach die europäischen Frauen vor den japanischen Soldaten nicht sicher seien, wurde man unruhig. Ein folgendes Gerücht aus Batavia besagte, daß Sumatra aufgegeben werden müsse, da es wegen seiner langen Küstenfront — einseitig etwa 1800 km — nicht verteidigt werden könne. Java dagegen könne gehalten werden. Java erschien nun als der sichere Hort, aber Java war nur noch auf dem Landweg, quer durch Sumatra nach Sibolga und längs der ganzen Westküste via Padang und Telok Betong zu erreichen. Viele europäische Frauen mit ihren Kindern — die Männer waren alle im Militärdienst oder bei Notformationen eingeteilt — hofften dem Schicksal zu entrinnen und unternahmen die mühevolle 1700 km lange Autofahrt. Dutzende von Bekannten aus diesem eindrucksvollen Flüchtlingsstrom fanden nach ihrer ersten Etappe von 400 km bei uns eine Nacht Unterkunft. Begreiflich, daß ich mich verpflichtet fühlte, meine Familie ebenfalls nach Java zu schicken, aber meine Frau weigerte sich hartnäckig und ich war darüber während der ganzen Besetzungszeit heilfroh. Als uns in letzter Minute ein hoher Regierungsbeamter ehrlich versicherte, offiziell sei ihm von japani-

schen Exzessen und Übergriffen auf europäische Frauen nichts bekannt, waren wir etwas beruhigt. Familie Zwicky entschloß sich ebenfalls, zu bleiben. Die Schweizerkolonie hatte erst die Absicht, sich in Medan zusammenzuschließen, um den Einfall der Japaner abzuwarten, aber die schweizerische Legation in Tokio riet uns davon ab, mit der Begründung, daß dies von den Japanern als eine Beleidigung aufgefaßt würde. Wir sollten besser auf unseren Posten bleiben und die schweizerischen ökonomischen Positionen verteidigen. Auch aus unserem kleinen Kulturgebiet waren alle holländischen Damen mit ihren Kindern noch vor dem Fall von Singapur nach Java geflüchtet. Auf den einzelnen Plantagen blieben nur noch einige, zur Notformation gehörende Holländer zurück. Wir empfanden in diesen Tagen erstmals deutlich unsere isolierte Einsamkeit und manchmal befiel uns ein fremdes Frösteln.

Am 12. März 1942 besetzten die Japaner Medan und 3 Tage später tauchten sie bereits in Sibolga an der Westküste auf. Die Holländer waren viel zu schwach, um Widerstand zu bieten. Am 16. März, kurz nach dem Mittagessen, meldeten unsere Kinder, daß einige Japaner angekommen seien. Ich ging mit Herrn Zwicky, der sich mit seiner Familie bei uns einquartiert hatte, zu den Japanern, einem Unteroffizier und vier Soldaten, die auf der Straße vor den Garagen standen. Sie waren gerade dabei, das letzte Frachtauto, das mir die holländischen Truppen gelassen hatten, zu requirieren. Wir versuchten, uns mit unseren Pässen auszuweisen, aber Paß und Schweizer Kreuz war ihnen unbekannt. Sie konnten nur Japanisch und die wiederholten Worte Zwitterland und Swiss people sagten ihnen rein nichts. Ich wollte dem Unteroffizier die Situation geographisch erklären und fragte: «You know Germany?» Er saugte die Luft durch die Zähne, sagte «maita» und schüttelte den Kopf dazu. Dieselbe Antwort erfolgte auf meine Frage: «You know Italy?» Unsere Frauen und Kinder saßen interessiert auf der breiten Treppe unseres Hauses und wir riefen ihnen über das Fußballfeld hinweg zu, sie sollten einen Atlas bringen. Inzwischen kam ich auf die Idee, meine Frage neuzeitlich politisch zu formulieren und fragte: «You know Hitler?» Freudestrahlend ertönte ein «Ha ha Hitler-ka»

und mein «You know Mussolini?» wurde impulsiv mit «Ha ha Benito, Benito-ka» beantwortet. Darauf zeigte ich ihm meine Armanduhr, deutete mit meinem rechten Zeigefinger oberhalb der Uhr durch einen Kreis Deutschland, unterhalb durch die Stiefelform Italien an und erläuterte diese Zeichensprache mit Hitler und Mussolini, tippte darauf jeweils wiederholt auf meine Armanduhr und begleitete dieses Tippen mit einem Zwitterland, Zwitterland. Nach mehrmaligem Wiederholen dieser Zeichensprache hatte er endlich begriffen: «Ha, ha Swisuka» (Schweizer). Sicher war diese Erkenntnis nur der Weltberühmtheit der Schweizer Uhr zu verdanken.

Wir waren legitimiert. Die Bajonette wurden vom Gewehr abgenommen und durch Handbewegungen wurde das Frachtauto wieder in die Garage dirigiert. Wahrscheinlich folgerte der Japaner, daß die ganze Plantage Schweizer Besitz sei, denn er wollte kaum das ihm angebotene Privatauto meines holländischen Sekretärs akzeptieren. Zum Abschied, der zum allgemeinen Erstaunen von Händeschütteln begleitet wurde, schenkte uns der Japaner zwei neue passende Velos für unsere Kinder, eine Flasche Sherry und ein halbes Dutzend billigster japanischer Socken, Artikel, die er kurz zuvor bei einem Chinesen gestohlen haben mochte. Diesem Unteroffizier sollten wir nachträglich noch zu Dank verpflichtet sein, denn direkt nach seiner Abfahrt begegnete er einem mit Einheimischen vollbeladenen und sogar vollbehangenen Touring Car mit einem japanischen Soldaten als Begleiter. Er stoppte das Auto und befahl seine Umkehr. Es hatte sich um ein sogenanntes Plünderauto gehandelt. Das Plündern ging so vor sich, daß der japanische Begleiter bei Ankunft vor einem Europäerhaus als erster hineinging, irgendeinen Gegenstand des Hausrates hinausschmiß und damit das Zeichen zur allgemeinen Plünderung gab. Durch Pamphlete war die Bevölkerung aufgefordert worden, die holländischen Häuser zu plündern. Möglich, daß diese Pamphlete durch Anhänger der «fünften Kolonne» ausgestreut wurden, denn später wollten die Japaner nichts davon gewußt haben und alle, die holländisches Eigentum im Besitze hatten, wurden bestraft. In Einzelfällen sollen den Plünderern sogar die Finger der rechten Hand abgehackt wor-

den sein. Es wurde auch allgemein behauptet, daß in Medan einige der größten Räuber kurzerhand mit dem Samurai (japanisches Schwert) enthauptet wurden und ihre Köpfe, auf Bambus aufgespießt, tagelang als abschreckendes Beispiel zur Schau ausgestellt wurden. Am selben Abend vernahmen wir, daß wir nachts doch ausgeplündert werden sollten. Wir füllten den Überzug eines großen Kopfkissens mit allen möglichen Konserven und versenkten diesen im Schwimmbad im Garten. Später wußten wir dann meistens nicht mehr, was die Konserven enthielten, denn die Etiketten hatten sich gelöst. Einige Koffer mit Kleidern hofften wir zu retten, indem wir diese auf dem Plafond versteckten. Dabei fiel unsere Lehrerin, die diese sportive Aktion unternahm, in demselben Augenblick mit großem Krach durch den Eternitplafond, als mir an der hinteren Haustüre gerade gemeldet wurde, beim Plündern einiger nahe gelegenen chinesischen Wohnungen sei einer unserer Kulis erschlagen worden. Der Rest der Nacht, die wir angekleidet verbrachten, verlief glücklicherweise ruhig.

Anderntags, frühmorgens, stürmten etwa 40 Kulis von der Abteilung Tombahaja mit Beilen bewaffnet und lautem Kriegsgeheul auf das Emplacement. Einen Augenblick probierte ich erfolglos, die aufgeregten Leute zurückzuhalten, denn ich dachte, daß sie die Reisscheunen plündern wollten, aber es stellte sich bald heraus, daß sie sich an den Chinesen für ihren toten Kameraden rächen wollten. Zwei unschuldige, auf Besuch weilende Chinesen verloren dabei ihr Leben. Wir fanden es aber doch geraten, nach Batang Taro zu fahren, um bei den durchziehenden Japanern Hilfe zu erfragen. Kurz nach unserer Ankunft im Polizeiposten flitzte mein schöner Buick, der auf das Anraten eines Einheimischen durch diesen abseits parkiert worden war, mit einem Japaner am Steuer auf Nimmerwiedersehen an uns vorbei. Es störte uns nicht; materieller Besitz war wertlos geworden, nur das Leben zählte. Als endlich ein japanischer Major eintraf, amüsierte sich dieser erst über die Tatsache, daß Europäer bei einem Japaner Hilfe suchten, gab dann aber dem Polizeiinspektor, einem ganz jungen, gebildeten Javaner den Auftrag, für Ordnung und Ruhe zu sorgen, sonst werde ihm der Kopf abgeschnitten.

Dieser kurze und drastische Befehl überzeugte den in dieser Hinsicht zweifelnden Inspektor, daß er immer noch verantwortlich und handlungsfähig sei. Als auch mein Vauxhall durch einen andern japanischen Soldaten entführt werden sollte, konnten wir dies durch den Major verhindern lassen. Der Inspektor begleitete uns auf die Plantage zurück, hielt dort den auf dem Emplacement wohnenden Arbeitern eine eindrucksvolle Warnrede, arretierte kurz darauf den am Mord auf die beiden Chinesen Hauptschuldigen und lieferte diesen in Sibolga den Japanern aus. Diese machten kurzen Prozeß und köpften ihn. Das bot mir Gelegenheit, vier weitere Rädelführer dermaßen zu verängstigen, daß sie noch in der gleichen Nacht spurlos für immer verschwanden. Damit war die Ruhe soweit wiederhergestellt. Herr Sumardjo, der javanische Polizeiinspektor, war in den folgenden Wochen eine große Stütze für uns. Er besuchte uns oft, hauptsächlich abends, wobei er uns einmal von Japanern, die auf der Suche nach Frauen waren und natürlich von einem lugubern Indonesier der «fünften Kolonne» begleitet wurden, befreien konnte. Inspektor Sumardjo brachte uns in Kontakt mit einem indonesischen Schullehrer, Mitglied der Taman Siswa, einer politisch legalen Bewegung, die sich schon unter den Holländern für Fortschritt und Unabhängigkeit eingesetzt hatte. Er sympathisierte mit den Japanern und anerkannte uns nach Sibolga zu begleiten, damit wir mit dem eben angekommenen japanischen General die Situation der Plantagen besprechen könnten. Unterwegs riet er uns, unsere Armbanduhren besser in der Tasche zu verbergen. Eine kleine Volksmenge verschiedener Rassen, Bataks, Mandelinger, Atjeher, Chinesen usw. drängten vor dem Haus, um vorgelassen zu werden. Eingedenk der neuen Verhältnisse hielten wir uns bescheiden im Hintergrund; als wir aber durch einen heraustretenden Japaner bemerkt wurden, fauchte dieser plötzlich die Menge an, sie sollten nicht so unbescheiden drängen und sich an den beiden Europäern ein Beispiel nehmen, worauf er uns einlud, einzutreten. Leider entpuppte sich der vermeintliche General nur als Leutnant, der uns aber zu unserem Erstaunen freundlich zu einer Flasche Bier einlud. Auf malaiisch entwickelte sich

ein animiertes Gespräch und wir mußten uns vorkommen wie altbekannte Gäste, aber als wir endlich unsere Probleme vorbringen wollten, wich er aus und wies nur in einem etwas drohenden Ton darauf hin, daß wir für die Japaner ebenso gute Arbeit zu leisten hätten wie früher für die Holländer. Noch zweimal wurde das Eintreffen eines Generals gemeldet. Das eine Mal war es ein Oberleutnant und das andere Mal ein Hauptmann, der Englisch sprach und uns ziemlich barsch und uninteressiert avisierte, alle Plantagenarbeiter zu entlassen. Auf unseren Einwand, daß wir in diesem Falle kontraktlich verpflichtet wären, alle Arbeiter in ihre Heimat nach Java zurückzusenden, beendete er die Unterredung mit einem Achselzucken.

Unser Kulturgebiet war eben zu klein, um sofort das Interesse der Japaner zu wecken. Sie fanden es bis anfangs 1943 nicht der Mühe wert, sich damit zu befassen, im Gegensatz zu den Plantagen auf der Ostküste von Sumatra, wo nach einem dreitägigen Unterbruch überall wieder unter Beibehaltung des meisten holländischen Personals weitergearbeitet wurde. Nur die finanzielle Leitung wurde von den Japanern übernommen. Auf der Ostküste gab es allerdings etwa 300 Plantagen, und die dortige totale Kulibevölkerung betrug schätzungsweise über eine Million. Die an Landbesitz größte Gesellschaft, die Deli-Gesellschaft, besaß 230 000 Hektaren Landkonzessionen, und die Senembah-Gesellschaft, bei der ich 19 Jahre tätig war, verfügte über 115 000 Hektaren.

Von den Japanern konnten wir also offenbar keine Unterstützung erwarten. Wir mußten rudern mit den Mitteln, die uns zur Verfügung standen. Die Bank in Sibolga war geschlossen; alle Konti waren gesperrt. Der zusammengetragene Inhalt der einzelnen Geldschränke erlaubte nur noch die Auszahlung eines Fünftels des früheren Lohnes, und zwar nur ab Mai bis Ende September 1942. Der Rest des Geldes mußte für den Ankauf von Reis verwendet werden, damit jedem Arbeiter und seinen Angehörigen bis Ende September die volle monatliche Reisation zugesichert werden konnte. Danach sollten alle Kulis «self-supporting» sein. Von den drei Gesellschaften war ich leider der einzige, der mit 230 000 kg den

vorgeschriebenen Reisvorrat für 6 Monate aufgestockt hatte. Die beiden andern Gesellschaften verfügten nur über einen Vorrat von vier bzw. zwei Monaten.

Bereits Mitte April 1942 waren die letzten Holländer auf den Plantagen sowie alle Regierungsbeamten interniert worden. Nur der Arzt unseres Spitals und mein Buchhalter, beide indoeuropäische Holländer, blieben vorläufig verschont. Wir fühlten uns natürlich schon rein moralisch verpflichtet, uns der Arbeiterbevölkerung auf den herrenlosen Plantagen anzunehmen. Mit Frauen und Kindern betrug die Bevölkerung aller 15 Plantagen rund 11 000 Personen. Der verfügbare Reis und das Geld sollte gleichmäßig verwendet werden.

In Padang Sidempuan wohnte noch ein junger Schweizer als Leiter des dortigen schweizerischen Elektrizitätswerkes und nahe bei Batang Taro ein Däne, Beamter der holländischen Regierung für die Gummiinteressen der Bevölkerung. Das waren mit uns die einzigen Europäer, die in Tapanuli zurückblieben, einer Provinz so groß wie die Schweiz.

Nach den erfolglosen Besprechungen mit den Japanern beriefen wir das höhere indonesische Personal aller Plantagen zu einer Besprechung der neuen Situation. Insgeheim freute es uns, darauf hinweisen zu können, daß die Japaner für die außerordentlich drastischen Maßnahmen verantwortlich waren. Jeder Kuli sollte für den zugewiesenen Lohn und die erhaltenen Naturalien eine entsprechende Anzahl Tage arbeiten. Für den Rest war er frei, um für seine eigene Reisanpflanzung zu sorgen. Direkt nach Kriegsausbruch hatten wir die hierfür nötigen Flächen Busch gekappt. Mancher Kuli wollte aber nicht an eine kommende Nahrungsknappheit glauben, und öfters wurde mir auf meine Ermahnungen geantwortet: «Das ist doch nicht möglich, Tuan Allah gibt immer Reis.» Andere standen auf dem Standpunkt, wir hätten sie von Java geholt und engagiert und wir seien kontraktlich für ihren Unterhalt verpflichtet. Mit dem Krieg hätten sie nichts zu schaffen. Trotzdem hatten wir von der Kulibevölkerung nichts zu befürchten. Die Arbeiter waren es eben von jeher nicht gewohnt, für sich selber aufzukommen. Wir sorgten für ihren Lohn, ihren Reis, ihre Wohnung. Im Krankheitsfalle wurden

sie kostenlos in unserem Hospital gepflegt und ihre Frauen und Kinder finanziell unterstützt. Sie waren mit 50% pensionsberechtigt, und den älteren Arbeitern wurde ein eigenes Haus mit etwa 1000 m² Gartenland zur Verfügung gestellt.

Während der ersten zwei Monate erhielten wir hier und da den Besuch einer fouragierenden Gruppe japanischer Soldaten, die uns interessiert, aber nicht unfreundlich bestaunten. Nach dem Genuß eines Glases Zitronenwasser zogen sie unter wiederholtem «Sajonara» (auf Wiedersehen) wieder ab. Unangenehmer waren die Besuche der Mitglieder der «fünft^{en} Kolonne», richtiger indonesischer Dunkelmänner, die gratis Benzin und anderes forderten und uns mit ihren Schauern ängstigen wollten. Gegen Ende Mai hörten wir, daß in Padang Sidempuan endlich eine wirkliche Zivilverwaltung eingesetzt worden sei. An deren Spitze waltete ein Oberleutnant namens Okajasu. Ein früherer japanischer Coiffeur fungierte als Dolmetscher. Okajasu war ein typischer Japaner, der jedes Gefühl hinter einer undurchdringlichen Gesichtsmaske verbarg. Mit unseren Notverordnungen war er nicht einverstanden und verlangte, daß jeder Kuli sofort für sich selbst zu sorgen hätte. Eine so einschneidende Maßnahme zu diesem frühen Zeitpunkt konnte für unsern Verbleib unter der Kulibevölkerung unangenehme Folgen haben. Etwas theatralisch überschwenglich behaupteten wir, daß die 11 000 Personen verhungern müßten, wenn wir sie nicht wenigstens bis zur erstmöglichen Reisernte im September mit Reis, Salz und Kokosöl unterstützen könnten. Okajasu erklärte sich schließlich damit einverstanden, aber der von uns zugesagte Lohn durfte nur noch über den Monat Mai ausbezahlt werden. Den Rest des danach verbleibenden Kassensaldos mußten wir abliefern, damit er selbst den Ankauf der Nahrungsmittel kontrollieren und bezahlen könne. Für die Zufuhr mußten wir aber selbst besorgt sein. Damit hatte Okajasu wenigstens die finanzielle Leitung der Plantagen übernommen, und wir waren sehr froh, dadurch der alleinigen Verantwortung gegenüber der Arbeiterbevölkerung enthoben zu sein.

Die uns überbundene Reisanfuhr wurde allerdings sehr problematisch, als uns Okajasu einige Tage später den ganzen

gehamsterten Benzin- und Schmierölvorrat wegnahm. Die Holländer hatten die Benzinraffinerien zerstört und die Ölbrunnen unklar gemacht. Ochsenkarren, früher das häufigste und zweckmäßigste Transportmittel, kamen nur noch sporadisch in ganz abgelegenen Gebieten vor. Wir besaßen immer noch zwei ziemlich neue Frachtautos, aber keinen Treibstoff. Zwei Fässer Schmieröl, die irgendwo abseits lagen, hatten die Japaner nicht gefunden. Ich hatte einmal gehört, daß im Ersten Weltkrieg ein Administrator einer Gummiplantage seine schlechtesten Qualitäten einschmolz oder destillierte und mit dem dadurch erhaltenen Produkt seine Dieselmotoren betrieb. Was lag also näher, als diesen Gedanken auszubauen und durch fraktionierte Destillation die spezifisch leichteren Stoffe auszuschcheiden und diese als Treibstoff für die Frachtautos zu verwenden. Es war ja Krieg, und behördliche Sicherheitsmaßnahmen für Fabriken bestanden nicht mehr, oder sie konnten füglich negiert werden.

Für einen ersten Versuch verwendete ich eines der starken, 300litrigen eisernen Benzinfässer, dessen Spundloch auf der zylindrischen Seite für das Gewinde einer zweizölligen Röhre paßte, und als Abkühlungsspirale diente eine halbzöllige Wasserleitungsröhre, die in ein 200litriges Schmierölfaß eingebaut wurde. Unser erster Erfolg war, daß wir endlich wieder eine Beschäftigung gefunden hatten. Mein Hauptmaschinist Ranodihardjo, einige Fabrikarbeiter und Zapfer stellten ihre Arbeitskraft gratis zur Verfügung. Auch meine Frau half mit und natürlich die Herren Zwicky und Lössl. Aufgeregt und erwartungsvoll interessiert, betreuten wir stundenlang abwechselungsweise das Holzfeuer oder fingen den dünnen Ölstrahl in einer weißen Literflasche auf, denn wir bemerkten bald, daß das spezifische Gewicht mit jeder Farbnuance änderte. Unter dem vorspringenden Dach der Fabrik wurde ein großer Tisch aufgestellt, auf dem unsere wichtigsten Laboratoriumsutensilien, nämlich eine ganz leicht spielende Babywaage und ein Meßglas von 500 cm³, standen. Letzteres war für indische Temperaturen bei 27,5° geeicht. Damit stellten wir das jeweilige spezifische Gewicht fest. Als Vergleichsbasis diente natürlich das spezifische Gewicht von Shellbenzin und Petrole-

um. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob einem von uns bekannt war, daß Benzin mit Schwefelsäure und kaustischer Soda raffiniert wird. Wahrscheinlicher scheint mir, daß uns das ausgezeichnete holländische Lexikon, das ich in dieser Zeit oft konsultierte, diese Weisheit verraten hat. In unserer Gegend gab es keine Ölvorkommen, aber auf unsere Anfrage lieferten uns die Chinesen von Padang Sidempuan diese Artikel in Mengen. Wie diese Chinesen, wohl auch die Juden des Ostens genannt, an diese gestohlenen Chemikalien der gut fünfhundert Kilometer entfernten Raffinerien kamen, ist mir heute noch ein Rätsel. Daß das Raffinieren der verschiedenen Gummiöle unumgänglich nötig war, zeigte ein erster Versuch, unseren 15-PS-Dieselmotor der elektrischen Zentrale mit ungereinigtem Gummiöl zu betreiben. Schon am zweiten Tag weigerte sich der Motor, und es stellte sich heraus, daß die Ventile der Druckpumpe total verharzt und verklebt waren. Später lief dieser Motor mit raffiniertem Gummidieselöl ein gutes Jahr lang reibungslos, und als ich ihn endlich öffnen ließ, um ihn zu reinigen, war alles blitzblank, was auf eine totale Verbrennung schließen ließ. Dieses Resultat war für uns sehr wichtig, denn nachdem uns die Japaner auch alles gute alte Dieselöl weggenommen hatten, saßen wir einige Tage im Dunkeln, bis ich auf die Idee kam, unsere Straßendampfwalze mit vieler Mühe vor die elektrische Zentrale zu manövrieren, bis das Schwungrad der Dampfwalze mit der Riemenscheibe des Dynamos genau übereinstimmte. Um das Schlippen des Treibriemens zufolge der Vor- und Rückwärtsbewegung der Dampfwalze zu verhindern, bockte ich diese einfach auf.

Durch praktische Versuche mit Schwefelsäure wurde die oberste Grenze mit dem bestmöglichen Wirkungsgrad für das Ausscheiden der Harze und Teerstoffe ermittelt. Auf ähnliche Weise wurde die Dosierung von kaustischer Soda für das Neutralisieren bestimmt, wobei uns für die Reaktionskontrolle Lakmuspapier aus dem Hospital zur Verfügung stand. Da unsere Produkte aus Latex hergestellt wurden, nannten wir sie in Abweichung der normalen Bezeichnungen: Benzolax, Petrolax, Sollax und Asphallax. Dieselöl nannte man im Osten So-

lar, daher der Name Sollax. Unser wichtigstes Produkt war selbstverständlich Benzolax. Es kam also darauf an, davon möglichst viel zu produzieren. Dies wiederum hing vom höchstzulässigen spezifischen Gewicht des neuen Treibstoffes ab, mit dem unser Chevrolet-Frachtauto noch fahren konnte. Praktische Versuche erwiesen, daß diese oberste Grenze ungefähr bei 0,830 lag. In dieser Zeit befaßte ich mich so intensiv mit dieser Benzinfabrikation aus Gummi, daß mich offenbar die Gedanken daran auch im Schlaf im Unterbewußtsein verfolgten. So träumte ich einmal ganz deutlich, daß ich das Benzolax mit Wasser waschen müsse. Während ich meine Frau weckte, um ihr die neue Weisheit zu erzählen, wurde ich vollends wach und wir lachten beide darüber. Anderntags probierte ich es aber doch, und siehe, das Wasser nahm viele schmutzigen Partikel aus dem Benzolax auf. Monate später fand ich im ausgeplünderten Managerhaus von Si Gala Gala unter einem verschmähten Stapel Bücher ein holländisches Chemiebuch, in welchem ich meine erträumte Weisheit bestätigt fand.

Der Betrieb mit den Benzinfässern befriedigte nicht. Die Kapazität war zu klein und die Lebensdauer der Fässer zu kurz. Im Innern bildete sich nach jedem Destillat eine neue Asphaltkruste, die nicht entfernt werden konnte, so daß stets länger und länger geheizt werden mußte. Es dauerte jeweils tagelang, bis das nötige Benzolax für einen Reistransport hergestellt war. Der Reis mußte 100 km südlich, in Penjabungan, geholt werden. Um genügend Benzolax für unsere Reistransporte herstellen zu können und darüber hinaus für unsere Kulis eine neue Erwerbstätigkeit zu schaffen, mußte der Betrieb im großen angepackt werden. Beinahe jede Plantage hatte eine eigene Benzinpumpe, und ich beschloß, die dazugehörigen Tanks von 4500 Liter auszugraben und als Destillat aufzubauen. Altes Eisen, Röhren in allen Größen und anderes mehr gab es auf Hapesong tonnenweise. Eine Schmiede, eine Werkstätte mit Drehbank, Bohrmaschine usw. war damals auch noch vorhanden. Diese großen Tanks wurden auf einem schweren Eisen- oder Gußgerüst etwa 80 cm über der Erde aufgebaut und zur Isolation mit einer dicken Mauer aus Back-

stein und geknetetem Lehm pyramidenförmig überbaut. Es mußte eine Temperatur von über 400 Grad erreicht werden und das Holz der Gummibäume hatte nur einen geringen Heizwert. An der vorderen Stirnseite des Tanks wurde ganz unten ein Spundloch mit Gewinde für das Ablassen der rückständigen Teerprodukte angebracht und oben wurde eine kleine, innen abgedichtete Röhre für die Aufnahme eines Thermometers eingebaut. Das vorhandene Mannloch ermöglichte uns nun auch, die lästige Schlackenbildung im Innern zu entfernen. Um Überdruck zu vermeiden, wurden die Kondensröhren viel größer dimensioniert. Dieses neue Modell war bedeutend weniger gefährlich und die Leistung war überdies sehr befriedigend. In kurzer Zeit bauten wir neun weitere dieser Art auf, die mit Buschholz und Wellblech überdacht wurden. Eine halbe Hektare Gummi mußte dazu gerodet werden. Tag und Nacht standen nun etwa vierzigtausend Liter Gummiöl unter Feuer. Das ganze Areal wurde elektrisch beleuchtet. Für die Feuerung benötigten wir täglich 70 m³ Brennholz und im Verlaufe der Zeit wurden 11 Hektaren Gummibäume dazu geopfert. Rund tausend Mann konnten beschäftigt werden. Die Zapfer arbeiteten allerdings um zweidrittel des Lohnes nur vormittags. Nachmittags sorgten sie für ihre eigenen Reisfelder. Die monatliche Produktion allein von Benzolax stieg auf 35 000 Liter, wozu 100 000 kg trockener Gummi destilliert werden mußte. Petrolax eignete sich leider nur für Petroleumlampen unter Druck. Die Düsen verstopften aber gern und mußten täglich gereinigt werden. Für Sollax, das sich für kleine und große Dieselmotoren ganz ausgezeichnet eignete, fand sich im industriearmen Tapanuli keine Verwendung.

In jener Zeit fingen die Einheimischen ebenfalls an, Gummi zu destillieren. Man hörte öfters, daß es dabei Tote gab und ganze Häuser abbrannten. Sie fraktionierten und raffinierten das Öl aber nicht, was zur Folge hatte, daß nicht nur der Vergaser der Autos, sondern sogar die Zylinderkolben total verharzten und oft so festsaßen, daß die Kolben mit Holzkeilen aus den Zylindern geschlagen werden mußten. Unsere Chevrolet-Frachtautos liefen dagegen mit unserem Benzolax störungsfrei. Sie konnten normal mit dem Anlasser gestar-

tet werden, und es ist begreiflich, daß unser Benzolax zwischen Padang und Medan, einer Strecke von 830 km, sehr bekannt und gesucht war. Für die Qualität mag auch die Tatsache sprechen, daß jedes der beiden Frachtautos mit diesem Brennstoff mehr als 120 000 km zurückgelegt hat. Während der ganzen Benzinperiode, die bis etwa Oktober 1943 dauerte, ereigneten sich keine nennenswerten Unglücksfälle. Einige gefährliche Brände konnten glücklicherweise gelöscht werden. Diese entstanden anfangs hauptsächlich dadurch, daß ein Destillat, bevor es richtig abgekühlt war, geöffnet und zu früh wieder nachgefüllt wurde. Auch beim Teer konnte es vorkommen, daß dieser in Brand flog, wenn er zu früh abgezapft wurde.

Zum Abschluß dieser Erläuterung unserer Benzinperiode möchte ich noch eine kleine Episode erzählen. Einmal wollte ein japanischer Chemiker nach der Besichtigung des Benzinbetriebes auch unser Laboratorium sehen. Als ich ihm unseren Tisch mit der Babywaage und dem Meßglas zeigte, glaubte er offenbar, daß ich ihn verulken oder das eigentliche Laboratorium verheimlichen wolle. Einen Augenblick zeigte er sich so ungehalten und mißtrauisch, daß ich schon eine Ohrfeige befürchtete. Viele Japaner hatten damals ein loses Handgelenk. Er gab dann aber sein Mißtrauen doch auf und ließ sich überzeugen, daß wir wirklich nichts anderes hatten. Kopfschüttelnd nahm er Abschied.

Unser Benzinerfolg und hauptsächlich auch die dadurch entstandene Arbeitsbeschaffung freute und befriedigte uns natürlich sehr. Da dieser Betrieb zudem sehr gut rentierte, kam noch dazu, daß der Verwaltungsoffizier Okajasu auch nach dem Stichmonat September weiterhin den Ankauf und die Abgabe von Reis, Salz und Kokosöl für die Arbeiter aller 15 Plantagen erlaubte. In einer Zeit, da die japanische Propaganda gegen die weiße Rasse schon lange wütete, konnte dieser Erfolg für unser Verhältnis zur Kulibevölkerung sicher nur einen günstigen Einfluß haben.

Okajasu mit den undurchdringlichen Gesichtszügen muß uns gut gesinnt gewesen sein. Das zeigten verschiedene Ereignisse im Laufe von 1942. Längere Zeit war nichts besonderes

vorgefallen. Da erschien am 5. September ein Japaner in Zivil, den wir aber als Unteroffizier eines Fouragewagens wieder-erkannten. Er behauptete, zusammen mit 40 Kameraden aus dem Militärdienst entlassen zu sein, was mir höchst unwahrscheinlich vorkam. Er verlangte ein Exposé unseres Benzinbetriebes, damit er in Medan einen ähnlichen Betrieb aufbauen könne. Währenddem ich den malaiischen Bericht schrieb, saßen seine beiden Begleiter, zwei unheimlich aussehende Chinesen, wie Zerberusse unter der Türe und ließen den Japaner nicht aus den Augen. Als er sie wegschicken wollte, standen sie auf und stellten sich neben seinen Stuhl. Er verlangte mit seinen Begleitern, bei uns zu übernachten, ohne aber darauf zu beharren, stand dann plötzlich auf, um zu telefonieren, wobei es zweifelhaft war, ob überhaupt eine Verbindung hergestellt war, und forderte darauf unvermittelt ein Auto, um nach Sibolga zurückzukehren. Aufatmend und heilfroh, die ungemütlichen Besucher loszuwerden, schickte ich ihn zu Herrn ten Cate, unserem Buchhalter, der ihm das Auto zur Verfügung stellen würde. Eine halbe Stunde später hörten wir mehrere Schüsse und kurz darauf stürzte Herr ten Cate kreidebleich und atemlos ins Haus und keuchte: Die beiden Chinesen haben den Japaner erschossen, schließt rasch das Haus. Stunden später erschien auf meinen telephonischen Anruf unser Arzt mit dem höchsten Beamten von Batang Taro, beides Indonesier, mit zwei Polizisten. Die Mörder saßen glücklicherweise immer noch vor dem chinesischen Verkaufsladen und ließen sich ruhig arretieren. Für den indonesischen Beamten war der Fall bereits abgeklärt. Natürlich hatte Herr ten Cate als Holländer den Japaner erschossen, und ich sollte den Coltrevolver der Chinesen als sein Eigentum bezeugen. Durch Okajasu, der nachts um 1 Uhr mit einigen Japanern erschien, wurde keiner von uns verdächtigt. Sie beredeten den Fall nur unter sich und am Schluß wurde ich gefragt, ob ich wüßte, was für eine Unterhose der tote Japaner trage. Auf meine verneinende Antwort verließen sie das Haus und als sie zurückkehrten, wurde mir eröffnet, daß es sich nicht um einen richtigen Japaner handle, denn sein Vater oder seine Mutter sei chinesischer Abstammung. Der Mann trage auch keine ja-

panische «Tjawat». Das ist ein langes schmales Tuch, das anstatt einer Unterhose zwischen den Beinen und um den Leib herum gewunden wird. Damit sollte wohl die japanische Soldatenehre gerettet werden, da der Mann offenbar ein Deserteur war. Nachts um 2 Uhr waren wir wieder allein und froh, einmal mehr mit dem Schrecken davongekommen zu sein. Einige Tage später wollte der Beamte von Batang Taro wissen, daß uns der tote Japaner ausplündern wollte. Die beiden Chinesen seien freigelassen worden.

Einen Monat später, am 3. Oktober 1942 erschien der Beamte wieder auf Hapesong und sagte nach einer kurzen Begrüßung in vorwurfsvollem Tone: «Was haben Sie jetzt wieder angestellt?! «Nichts», erwiderte ich ruhig. «So», sagte er ausfallend, «und die kubikmetergroße Kiste mit Munition und Silbergeld, die man unter Ihrem Weekendhaus in Marantjar ausgegraben hat, ist das nichts?» Innerlich fing ich an zu zittern vor Schreck. Das konnte ja sehr gefährlich werden. Ich ließ den Mann einfach auf der Straße stehen und hastete nach dem Büro, um Okajasu telephonisch mitzuteilen, daß ich mit dieser Sache nichts zu tun hätte. Der Dolmetscher hieß mich warten, um gleich mit Okajasu darüber zu sprechen. Nur für Sekunden hörte ich meinen hämmernden Pulsschlag im Hals, da hörte ich den Mann schon in beruhigendem Tone sagen, ich solle unbesorgt sein, es sei alles in Ordnung. Sicher hatte mir Okajasu die Bekanntschaft mit der Kempeitai wieder einmal erspart. Dem holländischen Sergeanten, dem ich einmal Auskunft geben mußte über die Straße nach Marantjar und mein Haus, habe ich es lange nicht vergessen, daß er mein Weekendhaus als Stützpunkt für den geplanten Guerillakrieg benutzte, anstatt diese Dinge irgendwo im Busch zu verstecken.

Anfangs 1943 wurden endlich auch die Tapanuli-Plantagen unter die Fittiche der Shonan Gomo Gumiai genommen. Es war dies eine Dachorganisation in Medan, der alle Plantagen unterstanden. Takahashi, der neue Direktor, war 26 Jahre Assistent auf einer japanischen Gummiplantage an der Ostküste gewesen. Das war insofern ein großer Vorteil, daß man keine Sabotagevorwürfe wegen der Arbeit zu gewärtigen hatte.

Takahashi war ein unglaublich großer Alkoholiker. Er trank täglich zwei bis drei Flaschen 40prozentigen Sakeschnaps. Es war ein Glück, daß er nie mehr besinnungslos betrunken werden konnte. Außer Alkohol und Frauen interessierte ihn eigentlich nichts. Wenn das Gespräch auf Okajasu kam, bewegte er mißbilligend den Kopf hin und her. Sicher war Okajasu bei der mächtigen und noch mehr berüchtigten Kempeitai (Gestapo) nicht gut angeschrieben, denn er hatte dieser sogar das Betreten der Plantagen verboten und mich von dieser Maßnahme durch seinen Dolmetscher informieren lassen. Der Dolmetscher schärfte mir dabei ein, daß ich sofort telefonisch melden solle, wenn die Kempeitai trotzdem erscheine, und ich dürfe mich auf keinen Fall abführen lassen. Was Okajasu diese Macht über die Kempeitai gab, war mir rätselhaft. Im April hörten wir, daß Okajasu nach Padang versetzt und überdies degradiert worden sei. Er hatte eine indoeuropäische Freundin auf einer unserer Plantagen untergebracht, und vielleicht lag darin die Ursache, daß er der Kempeitai den Zutritt zu allen Plantagen verbot, aber möglicherweise hat dies auch seinen Fall bewirkt.

Für mich hatte das Verschwinden von Okajasu unmittelbar sehr unangenehme Folgen. Ich wurde kurz darauf durch die Kempeitai verhaftet und nach Sibolga gebracht. Man beschuldigte mich, im Besitze von 14 000 fl. aus der Kasse der freiwilligen Stadtwache zu sein, welche vor dem Einfall der Japaner durch den holländischen Residenten von Tapanuli ins Leben gerufen worden war. Zu diesem Fonds hatte ich 10 000 fl. zur Verfügung gestellt und mein Kollege von Batang Taro 4000 fl. Was mit diesem Geld geschehen war, wußte ich natürlich nicht. Beim Verhör, das gleich nach Ankunft in Sibolga stattfand, wurde ich stundenlang mit einem Bambusstock verhauen. Jede Antwort trug mir Schläge ein, so auch diese, daß ich bei der Schweizer Armee nur Soldat sei, oder die folgende, daß es in der Schweiz keine Soldaten erster, zweiter oder dritter Klasse gebe. Nachts um 10 Uhr wurde ich zur Polizei geführt. Als mich der einheimische Polizist in eine Zelle sperren wollte, protestierte der Kempeitaichef ziemlich heftig und sagte, ich sei ein guter Mensch und müsse ein Bett

haben. Dieses Prädikat ließ mich hoffen, anderntags frei zu werden, aber ich hatte mich getäuscht, denn sie gingen sogar zu dritt auf mich los. Als nichts aus mir herauszukriegen war, jagte mich der Kempeitachef am dritten Tage buchstäblich zum Hause hinaus. Es klingt vielleicht unglaublich, aber ich war froh, auf diese Weise davongekommen zu sein. Monate-langes Gefängnis und meine Familie allein auf der Plantage, das wäre für mich viel schlimmer und aufreibender gewesen. Prügelstrafe war ja bei den Japanern nichts Besonderes, also auch nicht so ehrbeleidigend wie bei uns. Die Soldaten wurden sehr oft geschlagen und zogen diese Strafe offenbar dem Cachot vor. Die unheimliche Nähe und Gefahr der Kempeitai haben wir in den folgenden zwei Jahren noch oft zu spüren bekommen, aber glücklicherweise nie mehr so drastisch.

Ich hatte trotzdem den Eindruck, daß unsere Ziviljapaner mit meiner Behandlung nicht einverstanden waren. Quasi als Wiedergutmachung nahm Takahashi meine Frau und mich nach Medan mit, damit ich den Augenarzt konsultieren konnte. Eine kleine Operation war nötig, und als mich Takahashi einige Stunden später mit dem verbundenen Auge wieder-sah —, alle paar Stunden kontrollierte er nämlich, ob wir noch da seien — rief er mit weit aufgerissenen Augen: «Huah, was hast du gemacht, hat dich das japanische Militär verhauen.»

Er erlaubte uns auch den Besuch bei einer befreundeten Schweizer Familie, die 50 km außerhalb der Stadt wohnte. Nachdem sich unsere Bekannten vom Erstaunen über die Möglichkeit dieses Besuches erholt hatten, erzählten wir uns stundenlang die gegenseitigen, meist unangenehmen Erlebnisse. Dann zeigte mir mein Freund einige dicke, nicht allzu große Tücher aus Gummi, die durch das Ausziehen von unfertigen «smoked sheets» (geräucherter Gummi) entstanden waren. Ich war mit ihm einverstanden, daß diese Tücher als Regenschutz verwendet werden könnten. Nur viel größer und vor allem dünner, viel dünner müßten die Tücher sein. Die Sache versprach Abwechslung. Das Gummibenzin war ja schon längst nicht mehr interessant. Es gab auch stets weniger Autos, denn das Requirieren durch die Japaner kam immer mehr in Schwang.

Heimgekehrt, fing ich sofort an zu pröbeln. Die technischen Mittel, nämlich alte Sheetwalzen und Aluminiumbecken, waren aus einer früheren Smoked-sheets-Gummifabrik noch vorhanden. Diese Aluminiumbecken sind etwa 25×60 cm groß und 10 cm hoch. Da die Idee gegeben war, war die Entwicklung des Arbeitsprozesses ziemlich einfach. Pro Becken wurden 5 Liter gutgesiebter Latex mit vier Liter Wasser gemischt und mit Ameisensäure koaguliert. Bei einer ganz bestimmten Festigkeit wurde das Koagulat durch zwei handbetriebene Sheetmangen ausgewalzt. Darauf wurden die inzwischen 50×100 cm großen Gummilappen durch vier Mann über einen Tisch gezogen. War aber das Koagulat zu weich, so zerriß es beim Ziehen; war es zu hart, ließ es sich kaum mehr über den Tisch ziehen. Das Tuch wurde vom ersten Tisch direkt wieder abgenommen und durch sechs Mann über einen zweiten viel größeren Tisch gezogen. Es kam nun sehr oft vor, daß zwischen den beiden Tischen kein Platz mehr war, um die unfertigen Tücher einzeln am Boden auszusprennen, und die Kulis legten diese einfach auf die von der Sonne erhitzte Asphaltstraße vor der Fabrik. Bald merkten sie, daß sich solche Tücher, besonders an heißen Tagen, viel besser ziehen ließen. Das brachte mich logischerweise auf die Idee, die Tücher vor dem Ausziehen in heißem Wasser zu erwärmen. Das hatte einen durchschlagenden Erfolg und gab uns die Möglichkeit, die Tücher je nach Wunsch in jeder Stärke, selbst hauchdünn, anzufertigen. Nur noch etwa 10% der Tücher zerrissen beim Ziehen. Wäre uns zentrifugierter Latex zur Verfügung gestanden, wäre der Bruch noch geringer gewesen, da die Molekülketten bei einem Koagulat aus zentrifugiertem Latex viel regelmäßiger sind als von gewöhnlichem Plantagenlatex. Nun konnte die Massenfabrikation beginnen. An Stelle des zweiten Tisches wurden Holzrahmen von $2,20 \times 3,60$ m angefertigt. Die Tücher konnten an der Unterkante dieser Rahmen festgehakt werden. Nachdem die Tücher trocken waren, wurden sie mit feingestampftem Schwefel eingerieben, vom Rahmen abgenommen und an die Sonne gehängt. Sonne und Schwefel bewirkten eine wenn auch geringe Vulkanisation. Um den Schwefelgeruch zu ent-

fernen, wurden die Tücher gewaschen, wieder getrocknet und mit Puder bestreut, wozu wir natürlich selbstgepflanztes und zubereitetes Tapiokamehl verwendeten. Die Tücher wurden in diversen Farbtönen hergestellt, indem verschiedenfarbiger Lehm Boden in Wasser aufgelöst und die gesiebte Flüssigkeit mit dem Latex gemengt wurde. Es gab weißen, gelben, dunkelbraunen und sogar ins Violette gehenden Lehm Boden. Für graue Mäntel eignete sich feingestampfte Holzkohle sehr gut.

Täglich wurden nun weit über 200 Tücher für Regenmäntel fabriziert. Nach dem Abnehmen vom Rahmen schrumpften die Tücher wohl noch zusammen, waren aber immer noch groß genug, den längsten Regenmantel aus einem Stück anzufertigen. Der katastrophale Textilmangel machte es auch nötig, Männerhosen, sogenannte Shorts, zu fabrizieren. Dazu gebrauchten wir sehr dicke Gummitücher, damit die Hosen möglichst weit vom Körper abstanden. Gummihosen, direkt auf dem Körper getragen, erzeugten im dortigen Klima gerne einen Ausschlag. Gesund war es sicher nicht; da die Atmung durch die Haut unterbunden wurde.

Meine Frau fertigte Schnittmuster an, ich glaube Typ Pelerine oder Raglan, und lernte die Frauen an, die Säume und die Verstärkungen für die Knopflöcher zu nähen, d. h. genäht wurde natürlich nichts, sondern alles nur geklebt. Kleine Schnitzel Kreppgummi in Gummibenzin aufgelöst, lieferten einen ausgezeichneten Klebstoff. Die Mäntel waren mit einer fest angeleimten Kapuze versehen, und die Knöpfe bestanden aus aufgerollten kurzen Gummirollen. Wir gaben die Regenmäntel zu fl. 7.50 an die Agenten ab, und diese genierten sich nicht, diese mit 500% Aufschlag an die Bevölkerung zu verkaufen. Die sehr beliebten chinesischen Papierregenschirme waren längst vom Markt verschwunden, und es war deshalb begreiflich, daß unsere Regenmäntel bei dem tropischen großen Regenfall reißenden Absatz fanden. Aus den großen Resten fertigten sich die Näherinnen allerhand eigene Artikel an, wie Handtaschen, die sie oft mit künstlerischen Ornamenten aus andersfarbigen Gummitüchern verzierten, Tabaksbeutel, Blusen, Büstenhalter und anderes mehr. Wir selbst machten einmal zum Zeitvertreib Kinderspielzeug, Katzen, Enten,

Fische und dergleichen, die man aufblasen konnte und die durch Fräulein Wahlich, unsere Lehrerin, naturgetreu bemalt wurden. Schätzungsweise habe ich etwa 30 000 Regenmäntel und 20 000 Hosen fabriziert. Die Gummifabrikation wurde mehr oder weniger intensiv bis gegen das Ende des Krieges durchgeführt.

Es mag gegen Ende 1943 gewesen sein, als so ziemlich alle Detailgeschäfte, die Importartikel führten, restlos ausverkauft waren. Auch die verborgenen Vorräte der Chinesen wurden immer seltener. Die holländischen Importeure waren meines Wissens bei der nahenden Kriegsgefahr durch die Regierung verpflichtet worden, Vorräte für zwei oder drei Jahre anzulegen. Diese Vorräte wurden aber durch die Japaner beschlagnahmt und dadurch der Bevölkerung entzogen. Begreiflich, daß alle Artikel, die nicht im Lande selbst produziert wurden, nur noch als Erinnerung bekannt waren. Artikel, von denen man früher glaubte, sie seien eine selbstverständliche unentbehrliche Lebensnotwendigkeit, gab es nicht mehr oder nur gegen unerschwingliche Preise.

Brot kannten wir schon seit Monaten nicht mehr, Konserven, Butter und manches andere auch nicht. Fleisch war nur selten zu bekommen. Wir hatten eigene Hühner; aber sie waren mager und allzuoft wurde ihre Anzahl durch die Hühnerpest dezimiert. Es gab aber auch keine Streichhölzer, keine Seife, keine Nähnadeln, keinen Faden, keine Medikamente, keine Nägel, keine Velopneus. Java lieferte vor dem Krieg 90% des Weltbedarfs an Chinin, aber auch das gab es bei uns nicht mehr.

Für die fehlenden Streichhölzer fand sich bald Ersatz. Man benützte eben wie zu urväterlichen Zeiten Zunder, Feuerstein und Stahl. Jeder Raucher trug diese Utensilien bei sich. Man bekam bald Routine damit. Ein Anschlag für eine Zigarette genügte meistens. Einheimischen, ganz guten Zigarettentabak gab es während des ganzen Krieges genügend, und das frühzeitig gehamsterte Zigarettenpapier reichte mir bis zum Schluß. Wer das nicht hatte, mußte sich mit Durchschlagpapier zufrieden geben. Ganze Archive verschwanden im Laufe der Jahre auf diese Weise.

Ananasblätter wurden ausgeklopft und die ziemlich langen und starken Fasern als Faden verwendet. Textilien wurden wegen ihrer Knappheit zum Wertmesser für die einheimischen Produkte. Ein Ersatz für Textilien erschien auf dem Markt in Form von geklopfter Baumrinde. Je länger, desto öfter sah man Leute mit Baumbasthosen oder einem Sarong aus Baumbast herumlaufen. Natürlich waren diese Bekleidungsartikel nur wenig regenbeständig. Mancher schätzte sich glücklich, wenn er noch eine Hose aus einem alten Reissack besaß.

Was den Seifenmangel betrifft, hatten wir glücklicherweise für die Benzinfabrikation sehr viel kaustische Soda angeschafft. Kokosöl war wohl auch ein Mangelartikel, aber gegen viel Geld doch noch zu erhalten. So stand der Seifenfabrikation nichts mehr im Wege. Ich pröbelte so lange, bis ich das richtige Verhältnis zwischen Soda, Öl und Wasser herausgefunden hatte. Ein Eisenfaß von 200 Liter Inhalt reichte gerade für eine «Kochete» von 3 kg kaustischer Soda, 18 Liter Kokosöl und 35 Liter Wasser. Das teure Kokosöl brachte mich auf die Idee, für die Seifenfabrikation Öl aus den Saatnüssen der Gummibäume zu gewinnen. Vielleicht konnte man solches Öl sogar als Speiseöl verwenden. Aus letzterem Grunde ließ ich die aufgebrochenen Nüsse in einem Eisenfaß stundenlang von Dampf durchströmen, damit ich auch ganz sicher war, daß alle Blausäure absorbiert sei. Danach wurde die heiße Masse unter Zuhilfenahme einer Wagenwinde, welche umgekehrt an einem eisernen Querbalken aufgehängt war, ausgepreßt. Leider hatte das Öl einen Gummigeschmack. Als Firnis oder vielleicht für die Zubereitung von Farbe hätte man es aber gut gebrauchen können. Aus der ausgepreßten Masse machten die Kulis «Tempeh», das ist eine Art Ölkuchen. Für unseren eigenen Bedarf bereitete meine Frau wöchentlich aus frischen Kokosnüssen aus unserem Garten gutes Speiseöl.

Wir hatten von den Japanern noch einige tausend Kilogramm Rizinussaat, die nicht mehr zum Pflanzen verwendet werden konnte. Als wir kurze Zeit später kein Schmieröl mehr für unseren Lichtmotor bekommen konnten, bereitete ich daraus auf ähnliche Weise ein brauchbares Schmieröl, und wir hatten weiterhin elektrisches Licht.

Ich fand das Präbeln und Austüfteln immer interessanter. Es brachte Abwechslung und Ablenkung. So befaßte ich mich einige Zeit intensiv mit dem Vulkanisieren von Gummi. Mein holländisches Lexikon besagte, daß der Naturgummi mit einer Kalandermaschine erst plastisch gemacht werden müsse, wobei die hohlen Walzen mit heißem Wasser oder Dampf erwärmt werden. Eine Kalandermaschine hatte ich allerdings nicht, aber Kreppmaschinen, deren Walzen ja auch mit einer Lötlampe erwärmt werden konnten. Bald zeigte es sich, daß eine Lötlampe nicht einmal nötig war, denn die Walzen wurden nach längerem trockenen Drehen von selbst genügend warm. Tagelang hatte ich keinen Erfolg, als mir der Zufall wieder einmal zu Hilfe kam. Ranodihardja, mein Maschinist, wollte etwas Dringendes mit mir besprechen. Ich klebte den Gummistreifen, der durch die Kreppwalze lief, zusammen und ließ denselben als unendliches Band unbekümmert weiterlaufen. Das Gespräch mag lange gedauert haben, denn als ich mich endlich wieder nach der Maschine umdrehte, bemerkte ich zu meiner Freude, daß sich der Gummistreifen vor dem Verschwinden zwischen den beiden Walzen aufwurstete. Der Naturgummi war plastisch geworden. Ich hatte bis dahin nur zu wenig Geduld gehabt, um die richtige Temperatur abzuwarten. Im Gedanken an Velopneus, ließ ich eine Matrizen anfertigen, womit ich einen kurzen dicken Gummischlauch herstellen konnte, und führte damit viele Vulkanisationsversuche durch. Einmal, bei Anwendung von 20% Schwefel, erhielt ich eine richtige, harte und sehr zähe Ebonitröhre. Wahrscheinlich ein Zufall, daß Temperatur und Zeit stimmten. Außer der Anfertigung von zwei Gummikolben für die hydraulische Bremse eines unserer Frachtautos führten diese Versuche zu keiner weiteren Anwendung. Wir waren froh, daß wir dadurch dieses Auto betriebsbereit halten konnten. Nachdem nämlich das letzte, unersetzliche Thermometer zerbrach, mußte ich diese Versuche einstellen.

Viele Kulis litten je länger je mehr an Beinwunden, die wahrscheinlich eine Folge von Vitaminmangel waren. Da wir keine Medikamente mehr hatten, hoffte ich, ihnen mit der Herstellung von Schwefelsalbe helfen zu können. Ein alter

gußeiserner Auspufftopf eines großen Dieselmotors diente als Heizkessel, der mit einer dicken Backsteinmauer gut isoliert wurde. Die Schwefeldämpfe gelangten durch ein vierzölliges Eisenrohr in die Kondensammer, ein Betongewölbe von etwa $2\frac{1}{2}$ m² Bodenoberfläche. Das Lexikon erzählte wohl alles über die verschiedenen Temperaturen von Schwefel, aber da wir kein Thermometer mehr hatten, nützte es uns nicht viel. Wir wußten nur, daß die Temperatur wieder zu hoch war, wenn wir anstatt Schwefelblume flüssigen Schwefel erhielten. Bald zeigte sich auch, daß ein Schwefeldestillat viel gefährlicher war als ein Benzindestillat. Öfters flog die kleine, aber schwere Betontüre unter dem dumpfen Knall einer Explosion heraus. Einmal erfolgte eine solche Explosion gerade in dem Moment, als sich mein Maschinist Ranodihardjo zur Türe beugte. Er erlitt durch den brennenden Schwefel schwere Brandwunden im Gesicht und am ganzen unbedeckten Oberkörper, die aber glücklicherweise keine bleibenden Folgen hatten. Daraufhin baute ich eine Schutzwand vor die Türe. Das Schwefeldestillat fand sein Ende, als ein Kuli aus irgendeinem kritischen Anlaß das Holzfeuer mit Wasser löschen wollte und dabei den überhitzten Gußkessel traf. Der Kessel bekam natürlich einen Riß und war erledigt. Schwefelblume hatten wir aber bereits genügend.

Die Schwefelsalbe wurde zu gleichen Teilen mit Tapiokamehl gemischt und mit selbstgemachtem Kokosöl zu einer Paste gerührt. Das Salbenmischen brachte mir in Erinnerung, daß ich noch sehr viel Handelszinkweiß in Vorrat hatte, das wir dann zur Herstellung von Zinksalbe benützten. Die Salben standen natürlich jedermann frei und kostenlos zur Verfügung.

Unser Leben glich weitgehend demjenigen von Internierten. Ohne Zustimmung der Ziviljapaner durften wir die Plantage nicht verlassen. Uns wurde befohlen und wir hatten zu gehorchen. Unser ganzes Tun und Lassen war von den Japanern beherrscht. Zwischen diesen und uns bestand auch immer ein gewisses Mißtrauen. Takahashi, unser japanischer Zivilchef, war, wie ich schon erwähnte, ein großer Alkoholiker und etwas primitiv, aber daneben ein gutmütiger Kerl. Um ihm bei

seinen täglichen Trinkgelagen Gesellschaft zu leisten, beorderte er Familie Zwicky und uns allzuoft zu sich. Seine japanischen Angestellten konnten sich weigern, mitzumachen, wir aber nicht. Die Gespräche waren meist nicht für die Ohren der Kinder bestimmt. In seiner Primitivität konnte er sogar so weit gehen, die weiblichen Formen unserer Töchter mit den weniger akzentuierten unserer Lehrerin zu vergleichen. Dies brachte er selbst einmal im Beisein von mehreren japanischen Regierungsbeamten zur Sprache, worauf diese alle interessiert unsere Lehrerin betrachteten und dann zustimmend nickten. Vielleicht war es am selben Abend, daß der anwesende stellvertretende Gouverneur von Tapanuli uns plötzlich ganz unmotiviert anschrie: «Wenn die Schweizer nicht artig sind mit uns, machen wir einfach so —», wobei er die Bewegung des Halsabschneidens imitierte. Solche und viele andere unangenehme Äußerungen mußten wir stillschweigend über uns ergehen lassen. Wir waren neutral, aber dies wurde von den Japanern kaum anerkannt, denn wir gehörten eben doch zur weißen Rasse.

Takahashi dachte sicher noch, daß er uns mit den Einladungen zu seinen Trinkgelagen ein Vergnügen bereite. Es würde viel zu weit führen, wenn ich alle Erlebnisse mit ihm erzählen wollte.

Viel angenehmer war der Umgang mit den Militärs. Anfang November 1943 bekamen alle umliegenden Plantagen Einquartierung. Hapesong hatte das Vorrecht, mit 350 Mann Sanitätstruppen belegt zu werden.

In unserem Pavillon wurde der Arztmajor Nutahara und ein Chirurg, Oberleutnant Dr. Horigutsi, einquartiert. Der eigentliche Truppenmajor — wir nannten ihn nur die Katze — wohnte mit seinem Stab im Hause meines früheren Buchhalters, der inzwischen interniert worden war.

Mit Dr. Horigutsi und Major Nutahara entwickelte sich nach einiger Zeit ein angenehmes Verhältnis. Wir hatten erstmals das Gefühl, nicht als Feinde betrachtet zu werden. Dr. Horigutsi sprach ziemlich gut Deutsch, was viel zur besseren Verständigung beitrug. Er wurde mit der Zeit unser offizieller Verbindungsmann. Natürlich mußten wir den Festen der Of-

fiziere ebenfalls beiwohnen, aber diese verliefen gesellschaftlich korrekt. Die Erlebnisse mit ihnen waren meist harmlos oder sogar fröhlich.

Einmal zum Beispiel, als ich zu einem animierten Trinkgelage zum Truppenmajor eingeladen wurde, forderte mich dieser auf, mit ihm zu tanzen. Er kannte das europäische Tanzen nicht, ich natürlich wohl, aber ich war kein Tänzer. Befehl war aber Befehl. Der Major war nur mit einer kurzen Hose bekleidet und aus Angst, ihm mit meinen Schuhen auf die nackten Füße zu treten, hob ich ihn einfach hoch, machte unter allgemeinem Gelächter einige Walzerschritte mit ihm und stellte ihn wieder ab.

Aus irgendeinem Anlaß fand auf Hapesong eine Truppenparade statt. Kurz vor deren Beginn erschien Dr. Horigutsi und forderte uns auf, dieser beizuwohnen. Auch die Kinder mußten kommen, es sei dies sehr gut für *das* Erziehung. Zum vornherein entschuldigte er sich, indem er meinte: «Japanische Parade nicht so schön, Japaner viel zu krumme Beine.» Wir dachten natürlich, daß wir der Parade auf der Publikumsseite beiwohnen würden. Aber zu unserem Erstaunen wurden wir auf der offiziellen Seite, links hinter dem improvisierten Podium des Majors und auf gleicher Höhe mit seinen, rechts hinter ihm gruppierten Offizieren, placiert. Dr. Horigutsi richtete uns aus, stellte sich als Flügelmann rechts neben mich, und in Achtungstellung nahmen wir die Parade ab. Wir wurden zu ihren Sportfesten und zu ihren beliebten Ringkämpfen, «Smoo» genannt, eingeladen. Den Soldaten war das Betreten unseres Hauses strengstens verboten. Als einmal ein solcher bei unseren Hintergebäuden mit der Köchin erwischt wurde, wurde er schwer verprügelt. Die Disziplin der japanischen Truppen war ganz hervorragend.

Meine Frau gab Dr. Horigutsi, der den Umgang mit uns dazu benützte, seine Deutschkenntnisse zu erweitern, das Buch «Brennendes Geheimnis» von Stephan Zweig zu lesen. Als sie ihn später fragte, wie es ihm gefallen habe, meinte er: «Ganz gut, aber ganz anders als bei uns. Wissen Sie, ich möchte ja auch gerne küssen, aber meine Frau will nicht, zu konservativ.»

Da wir durch die Einquartierung unter ständiger Kontrolle standen, glaubte ich mich vor Denunziationen und Verdächtigungen sicher. Es war gegen Ende der Einquartierung, als ich aus verschiedenen Symptomen merkte, daß wieder etwas los war. Mein vertrauter Hauptmaschinist wußte mir zu erzählen, daß im Busch hinter Hapesong zwei aus dem Camp geflüchtete Holländer signalisiert worden seien. Von Hapesong führte ein schmaler Pfad durch den Busch nach Padang Sidempuan. Man verdächtigte mich nun, diese Holländer mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Als gleichzeitig längs dieses Pfades, gerade am Buschrand, ein toter Batak (Stamm der dortigen Rasse) entdeckt wurde, von dem man glaubte, er habe mich auf meinem Weg zu den Holländern entdeckt, verdächtigte man mich natürlich sofort, diesen Mann getötet zu haben. Während Wochen schwirrte die Kempeitai auf der Plantage herum, und mit Hunderten von Leuten wurde nach den Flüchtlingen gesucht, aber ohne Resultat. Sicher wollte sich mit dieser Märe ein Inländer die Gunst der Japaner erwerben. Unsere Nerven wurden dadurch aber wieder einmal auf eine harte Probe gestellt.

Ein anderes Mal denunzierte mich ein Einheimischer, ich konspirierte mit dem indonesischen Beamten von Batang Taro. Er behauptete, die Zusammenkünfte fänden in unserem Wohnzimmer statt, und er hätte verschiedentlich unter dem Hause gelegen, um uns zu belauschen. Der Mann muß mein Haus früher gekannt haben, als der Raum unter dem Haus, Kolong genannt, noch offen war. Er muß aber nicht gewußt haben, daß ich das Haus inzwischen neu gebaut und dabei den Kolong ringsherum mit einer Mauer abgeschlossen hatte. Diese Lüge war zu offensichtlich, und der Mann soll durch die Kempeitai gebührend verhauen worden sein. Ich will damit nur darauf hinweisen, welchen unglaublichen Verleumdungen und Gefahren man bloßgestellt war. Dr. Horigutsi hat sich verschiedentlich sehr nachdrücklich bei der Kempeitai für uns eingesetzt. Mitte Juni 1944 wurden die japanischen Truppen zu unserem Bedauern disloziert.

Die Lebensbedingungen wurden nun von Monat zu Monat schwieriger und die Preise stiegen rapid. Von den Japanern

erhielt ich fl. 300.— Gehalt, aber die Ausgaben für die Nahrungsmittel — etwas anderes wurde nicht gekauft — stiegen bis auf fl. 2500.— monatlich. Wir verkauften Vorhänge und anderes, um die Lebenskosten zu bestreiten. Für alte, unverwüstliche Vorhänge der Basler Webstube aus dem Jahre 1926 bekamen wir fl. 1000.— pro Stück. Da kein Fleisch mehr zu bekommen war, legte ich Fallgruben an, um darin, wie zu den Zeiten, als es noch kein Schießgewehr gab, Wildschweine zu fangen, die damals zu Hunderten und aber Hunderten aus dem Busch auf die Plantagen kamen. Diese fühlten sich zwischen dem stets üppiger wachsenden Jungbusch sicher und taten sich an Gumminüssen gütlich.

Von den Kriegsschauplätzen vernahmen wir natürlich nur das, was die Japaner in der von diesen redigierten Zeitung «Sumatra Shinbun Medan» bekanntgaben. Alle Radioapparate waren längst konfisziert. Aus diesen Zeitungsberichten konnten wir aber doch in großen Linien das Kriegsgeschehen verfolgen: Guadalcanar, Rabaul, die Insel Saipan und die Philippinen waren Meilensteine, an denen wir deutlich erkennen konnten, daß auch Japan über kurz oder lang den Krieg verlieren würde.

Der Einfluß der stets zunehmenden antieuropäischen Propaganda unter den Einheimischen machte sich aber immer unangenehmer bemerkbar, und als wir am 24. August 1945 hörten, daß die Japaner endlich auch kapituliert hatten, wollte keine rechte Feststimmung in uns aufkommen, da wir voraussahen, daß die indonesischen Nationalisten, von den Japanern kräftig unterstützt, die Macht an sich reißen würden. Die Engländer besetzten nur die Küstenplätze und die Japaner sollten in allen übrigen Gebieten, im Auftrag von Lord Mountbatten, weiterhin für Ordnung und Ruhe sorgen. Im Binnenland aber bemächtigte sich die «Heiho», eine durch die Japaner ins Leben gerufene, bewaffnete Jugendorganisation im Sinne der Hitlerjugend, der verwirrten Situation. Diese Jugendlichen, es waren viel Vierzehnjährige und noch Jüngere dabei, schüchterten die loyalen Bürger ein, die das alte Regime zurückersehnten. Von den Vorgängen außerhalb der Plantage waren wir schlecht unterrichtet. Unsere Lage

wurde immer kritischer und unheimlicher. Man verbot mir das Verlassen der Plantage, lud mich aber gleichzeitig zur offiziellen Einweihung der indonesischen Flagge ein. Auch sollte ich in Batang Taro der Gründung einer Arbeiterpartei beiwohnen. Wir wußten nicht mehr, an wen und an was wir uns halten sollten. Irgendwie hatten wir aber das Gefühl, daß nun die Indonesier unsere Feinde seien.

Am 21. Oktober 1945 wurde nachts um 11 Uhr plötzlich an unsere Türe geklopft. Ein Stein fiel uns vom Herzen, als anstatt der gefürchteten extremistischen Indonesier unser Ziviljanaper mit dem japanischen Polizeichef von Padang Sirdempuan vor der Türe stand. Sie teilten uns mit, daß sie uns im Auftrag der Engländer nach Medan bringen müßten, und wir sollten uns morgens früh bereit halten. Unsere Abreise mußte geheimgehalten werden. Wir konnten pro Person nur eine Matratze, etwas Küchengeschirr und 15 kg Gepäck mitnehmen. Am ersten Tag kam unsere kleine Eskorte nur bis Tarutung, einem kleinen Städtchen auf der Hochfläche. Unsere Ankunft mußte signalisiert worden sein, denn bei dieser erwartete uns eine gewaltige Volksmenge. Mit Speeren und Buschmessern bewaffnete Männer umzingelten unsere Autos. Unser japanischer Polizeichef schien mit irgendwem zu unterhandeln. Eingeschüchtert und ängstlich warteten wir hilflos auf den weiteren Verlauf. Schließlich gelang es den wenigen anwesenden Japanern, uns freizubekommen und in einem ihrer Häuser unterzubringen. Hier gerieten die Japaner in einen heftigen Streit mit den Indonesiern, die von mir altes holländisches Geld im Wert von viertausend Gulden beschlagnahmen wollten. Wir wollten das Geld dem Indonesier gerne geben, wenn wir nur heil nach Medan kämen, aber der Japaner protestierte. Wir hatten alle Mühe, den Streit zu schlichten. Leider wurde mir bei diesem Vorfall mein Samurai abgenommen, den mir mein japanischer Zivilchef nach der Kapitulation geschenkt hatte. Die ganze Nacht patrouillierten sieben bewaffnete Heihos um unser Haus, während wir im Innern desselben durch zwei japanische Soldaten bewacht wurden. Anderntags erschien ein japanischer Offizier von Medan mit 4 Soldaten, der den Auftrag hatte, uns sicher nach Medan zu bringen. Zwei

Tage später meldete ein Radiobericht, daß eine englische Patrouille, von Padang kommend, in Tarutung eintreffen werde. Vielleicht deshalb erklärten uns die Indonesier als frei und bestanden sogar darauf, uns von ihrer Seite ebenfalls einige bewaffnete Begleiter zu unserem Schutze mitzugeben. Unterwegs nahmen uns die Engländer vorsichtshalber in ihre Mitte, und so kamen wir nach vier Tagen ohne weiteren Zwischenfall in Medan an.

Nach einigen Wochen Aufenthalt in Medan waren wir überzeugt, daß die Rückkehr auf die Plantagen in absehbarer Zeit aussichtslos sei, und wir beschlossen, nach der Schweiz zurückzukehren. Am 24. November 1945 flogen wir nach Singapur. Hier wurden wir zusammen mit anderen Schweizern in einem Lagerhaus untergebracht. Erst am 6. Januar 1946 konnten wir endlich mit der als Truppenshipf umgebauten «Winchester Castle» die lang ersehnte Heimreise antreten.